

lutierung einer endlichen Größe zur Unmenschlichkeit führt, hat sich erwiesen. Darf das als Beweis dafür gedeutet werden, daß stimmt, was der Glaube an Gott behauptet, „daß vom Menschen reden bedeutet von Gott reden, daß aber Gott weder Welt noch Menschheit, noch Zukunft meint, sondern die transzendente, unwelthafte, ungegenständliche, alles bestimmende Wirklichkeit, das unsagbare Geheimnis unserer selbst, aus dem wir kommen, durch das wir leben, auf das hin wir unterwegs sind“ (Heinrich Fries)?

Auch andere menschliche Grunddaten sprechen für diese Offenheit des Menschen in das Geheimnis hinein: die Freiheit, das Urvertrauen, das ihm die Annahme seiner selbst ermöglicht, die Verantwortung, die Fähigkeit zum

Danken. Vielleicht könnte man diesen ethischen Ausgangspunkt noch erweitern und zeigen, daß der Glaube an Gott auch über Natur und Geschichte, über die Wirklichkeit im Ganzen etwas zu sagen hat, was sich im „Streit der Interpretationen“ durchaus messen kann mit Atheismen und Agnostizismen – daß für die Glaubenden also zu Resignation und Minderwertigkeitskomplexen ebenso wenig Anlaß besteht wie zu selbstzufriedener Sicherheit. Damit wäre für ein glaubwürdiges Reden von Gott allerdings erst die Hälfte geleistet. Der bedeutende amerikanische Theologe *Carl Michalson* hat über das Wort „Gott“ gesagt: „That’s what the word does – it doesn’t point to a thing, but creates a situation.“ Daß das Wort „Gott“ so gesagt wird, daß es die Situation verändert, darauf käme es wohl an.

Hans Georg Koch

Kirchliche Vorgänge

Nachhutgefechte zur Liturgiereform

Obwohl sich am ersten Fastensonntag dieses Jahres am gottesdienstlichen Geschehen in den allermeisten katholischen Gemeinden kaum etwas oder gar nichts änderte, ist die endgültige und verpflichtende Einführung des Neuen Römischen Meßbuches gerade im deutschen Sprachraum auf beträchtlichen Widerstand gestoßen. Offenbar hatten sich diejenigen getäuscht, die meinten, mit dem Abflauen allzu persönlich gefärbter gottesdienstlicher Experimente und der insgesamt erstaunlich problemlosen Annahme der im Grundsatz vom Konzil beschlossenen und bereits seit 1969 provisorisch praktizierten neuen Meßordnung herrsche nun im Bereich Liturgie endgültig Ruhe. Traditionalistengruppen, durch die Vorgänge um das schweizerische *Ecône* (vgl. HK, Februar 1976, 64ff.) offenbar bestärkt, meldeten sich mit schrillum Protest zu Wort, stellten ihre Sympathisanten gar vor die Wahl, der als „häretisch“ betrachteten Meßordnung Pauls VI. und dem Zweiten Vatikanum zu folgen oder „katholisch“, was hieß „tridentinisch“, zu bleiben. Das Wort von den „Altgläubern“ machte die Runde, vom

drohenden Schisma war die Rede. Vor den Domen in München und Köln kam es zu Protesten, vor letzterem gar mit dem Argument, sogar gläubigen Muslimen stünde der Kölner Dom zur Verfügung, nur ihnen, den Anhängern der alten Meßordnung, des „Missale Pius’ V.“, nicht – und das gerade in dem gewiß nicht in modernistischem Ruf stehenden Köln. Liebhaber des Lateins, des gregorianischen Choralis und der klassischen polyphonen Kirchenmusik sahen sich um das Kulturerbe und die Frömmigkeit von Jahrhunderten betrogen, und selbst aus Richtungen und Presseorganen, aus denen man es nicht vermutete, regnete es Kritik und Vorbehalte auf die Bischöfe.

In der „FAZ“ (20. 2. 76) war in einem einschlägigen Beitrag zum Thema – übrigens von einem Mitarbeiter, von dem man theologische und kirchliche Informiertheit erwarten mußte – von „unerklärlicher“ Härte die Rede; die Bischöfe wurden gar beschuldigt, sie hätten „fast blind den Streit geschürt“. Sie, die Bischöfe, erschienen plötzlich als Traditionsverächter. „Muß“, so konnte man in dem gleichen Beitrag

lesen, „unbedingt die katholische Kirche der Versuchung erliegen, das Neue schon als das Bessere zu loben“? Umgekehrt richtete der Generalvikar der Erzdiözese München nicht nur eine generelle Warnung gegen die weitere Benutzung der alten Meßordnung an die Dekane seines Bistums, sondern forderte diese ausdrücklich auf, Zuwiderhandelnde dem Ordinariat zu melden. Zu der sonst eher liberal-katholischen bayerischen Art schien das ganz und gar nicht zu passen. Aber gerade im bayerischen Bereich scheint unter Gebildeten und Frommen nicht nur der Widerstand gegen die neue Meßordnung, sondern der Hang zu Erneuerung vorkonziliarer Frömmigkeit besonders ausgeprägt zu sein.

Woher kommt der Widerstand?

Es ist nicht so leicht auszumachen, woher dieser Widerstand jeweils kommt und wieweit er verbreitet ist. Im wesentlichen sind es wohl drei Gruppen von durchaus unterschiedlicher Tendenz und Bedeutung. Die erste und radikalste – nur in ihrem Zusammenhang kann von Schisma überhaupt geredet werden – bilden tradi-

tionalistische Konventikel und deren Sympathisanten, die das Zweite Vatikanische Konzil von seinem pastoral-theologischen Ansatz und seinen ekklesialen Wirkungen her ablehnen, ja dieses „in sich“ als Abfall von der rechten katholischen Lehre betrachten. Sie will ihre Frömmigkeit, ihr Lehr- und Glaubensverständnis oder den Bruch mit der Kirche: katholisch sein gegen das Konzil, gegen den „irrenden“ Papst, gegen eine „modernistisch“ gewordene Theologie und kirchliche Verkündigung. Die Motive zum Widerstand finden ihre Anhänger keineswegs nur im neugestalteten Gottesdienst; sie wären mit der Gegenwartskirche, mit der Duldung der tridentinischen Meßordnung oder dessen, was sie dafür halten, kaum zu versöhnen. Für sie ist die ganze Richtung verfehlt. Die Meßordnung dient nur der kämpferischen Zuspitzung, um die Gesamtposition zu „klären“. Dabei scheinen manche noch zu schwanken, ob sie die kirchliche Autorität, voran den Papst, gegen die neue Meßordnung bzw. gegen die in ihr zum Ausdruck kommende „doktrinale Verfälschung“ in Schutz nehmen oder den eigenen „rechten“ Glauben gegen den Papst beanspruchen sollen. Ohne jeden Zweifel wendet man sich gegen die Autorität des Konzils, dessen Weisungen man nicht als verpflichtend ansieht, da es, wie es der Gründer von Ecône, Erzbischof Lefèbre, ausdrückt, nur „pastoral“ gewesen sei, und man hält folgerichtig die neue Meßordnung als eine Folgewirkung des Konzils für „in sich“ nicht verpflichtend. Am kompromißlosesten kommt diese Haltung in dem jetzt wieder aktualisierten offenen Brief des Saarbrückener Soziologen *Wiegand Siebel* an Kardinal *Höffner* zum Ausdruck, in dem schlicht dazu aufgefordert wird, nicht an der „neuen modernistischen Liturgie“ teilzunehmen, weil diese eine Gefahr für das Glaubensleben darstelle, und auch die finanzielle Unterstützung „aller modernistischen Einrichtungen“ einzustellen und spätestens nach dem Verbot des tridentinischen Ritus die Kirchensteuern zu verweigern und die Kinder vom „verseuchten“ Religionsunterricht abzumelden. (Solche

Wirkungen sind aber bisher weitestgehend ausgeblieben, man hat nicht den Eindruck, daß die Kirche deswegen eine Zerreißprobe befürchten müßte.)

Eine zweite Gruppe hat keine schismatischen Absichten, wenngleich sie ihrerseits vor solchen warnt. Sie will nur *Heimatrecht für den tridentinischen Ritus* und die von ihnen bevorzugten Frömmigkeitsformen im Gottesdienst der Kirche. Ihr Standpunkt wurde am deutlichsten in einem Brief einer Reihe katholischer Intellektueller (hauptsächlich aus dem Raum München) an die deutschen Bischöfe formuliert (vgl. den Wortlaut in der Münchner Ordinariats-Korrespondenz vom 11. 2. 76). Sie bestreiten weder die päpstliche Autorität noch das Zweite Vatikanum, sie bitten die Bischöfe vielmehr, ihr Anliegen dem Heiligen Stuhl zu vermitteln. Aber nicht weniger energisch als die erste Gruppe wenden sie sich gegen die „Ächtung der tridentinischen Meßliturgie“. Dies würde nur zur „Vertiefung der innerkirchlichen Gegensätze führen und zu wachsender Entfremdung zwischen Klerus und Volk“ und könnte nach ihrer Überzeugung zu einem beklagenswerten sektiererischen Exodus aus der offiziellen Kirche verleiten. Priester und Gläubige würden, im Gewissen gequält, zur Selbsthilfe drängen und in Basisgruppen jenes liturgische Erbe zu bewahren suchen, „das ‚inmitten berechtigter Vielfalt‘ als einziges vom bischöflichen Bannstrahl getroffen werden soll“. Daß es auch dieser Gruppe nicht allein um den Meßritus geht, kann man an den der „tridentinischen“ Meßordnung zugeschriebenen religiösen und theologischen „Qualitäten“ ablesen: sie stelle „eine unanfechtbare katholische Theologie des heiligen Meßopfers, eine gebetete Eucharistie-Dogmatik“ dar, sie habe Jahrhunderte hindurch „Heilige genährt, Sünder bekehrt, Irrende belehrt“ und weltweit eine unerhörte missionarische Kraft bewiesen, sie sei „unentbehrliches Glaubensgut“ und schließlich „ein hervorragendes Zeugnis und Band der Kirche mit ihrer Vergangenheit“. So wird offenbar auch von dieser Gruppe ein Ritus letztlich für das Ganze des Glau-

bens genommen; auf jeden Fall meint man offenbar die kirchliche Identität durch die Geschichte (jedenfalls *für sich*) nur im gleichbleibenden Ritus zu finden. Darüber hinaus setzt man in frommer Provokation, aber doch wohl etwas ungeschützt, die eigenen Anhänger mit dem „spirituell tragenden Teil vieler Gemeinden“, mit den „Beter“ gegen die „Diskutierer“ gleich.

Die dritte Gruppe – für sie dürfte am ehesten der eingangs zitierte Bericht in der „FAZ“ geschrieben worden sein – ist wohl am besten als eine akademische „Elite“ gekennzeichnet, die ihr Lebensgefühl – ästhetisch und religiös – am besten in der *Einheit von tridentinischem lateinischem Ritus und überlieferter kirchlicher und profaner Musikkultur* ausgedrückt findet und nun meint, durch die Verpflichtung auf die neue Meßordnung darum betroffen zu werden, oder die sich Sorgen wegen einer fortschreitenden kulturellen Verarmung des Gottesdienstes macht. Die Übergänge von der zweiten zur dritten Gruppe – unter der sich sicher nicht nur regelmäßige Kirchgänger befinden – dürften ebenso fließend sein wie von der ersten zur zweiten Gruppe oder von der zweiten zur ersten. Allen gemeinsam ist ein stärker oder schwächer ausgeprägtes *Unbehagen an kirchlichen Reformen* insgesamt. Man wünscht sich die Kirche als einen Hort des Sichgleichbleibens und der Stabilität inmitten vermeintlich oder wirklich rapider gesellschaftlicher Veränderungen.

Behebbarer Mißverständnisse

So hat der für die Breite des Kirchenvolkes kaum begreifliche Eifer zweifellos einen Wurzelgrund mit tieferer Bedeutung, über dem eine Reihe von nicht allzuschwer behebbaren Mißverständnissen konstruiert worden sind. Die Deutsche Bischofskonferenz hat durch eine Erklärung ihres Sekretärs richtiggestellt, daß sich die Vorwürfe wegen Verpflichtung von Zelebranten und Gemeinden auf das neue Meßbuch zu Unrecht gegen die Bischöfe wenden, wie dies vor allem in der Tages-

presse geschehen ist (Pressedienst 7/1976). Die neue Meßordnung wurde am 3. September 1969 vom Papst durch die Apostolische Konstitution „Missale Romanum“ für die Gesamtkirche vorgeschrieben, nur der Zeitpunkt war der Regelung durch die Bischofskonferenzen überlassen. Die Bischöfe sind also zu ihrer Haltung bzw. ihrem Vorgehen durch ein allgemeines Kirchengesetz verpflichtet. Sie haben keine Vollmacht, anders zu verfahren. Der Adressat für die Wünsche derjenigen, die am alten Ritus festhalten wollen, wären also die römischen Behörden bzw. der Papst und nicht die einzelnen Bischöfe oder die Bischofskonferenzen.

Daß auch der Papst dabei nicht willkürlich verfahren ist, ergibt sich schon allein aus dem Konzilsbeschluß: der Meßordo solle so überarbeitet werden, „daß der eigentliche Sinn der einzelnen Teile und ihr wechselseitiger Zusammenhang deutlicher hervortreten und die fromme und tätige Teilnahme der Gläubigen erleichtert wird“ (Liturgiekonstitution Nr. 50). Das Konzil hatte dabei zwar eine größere Vielfalt an Variations- und Anpassungsmöglichkeiten an die örtlichen Verhältnisse, aber sicher keinen Ritenpluralismus innerhalb der westlichen Kirche oder eine Koexistenz zwischen „tridentinischem“ und „vaticanischem“ Ritus oder zwischen dem „Meßbuch Pius' V.“ und dem „Meßbuch Pauls VI.“ vor Augen. Die Verpflichtung auf das neue Meßbuch ist also durchaus im Sinne des Konzils. Eine andere Frage ist, ob die Bischöfe, wie es in der Erklärung des Sekretärs der Bischofskonferenz heißt, auch aus pastoralen Gründen verpflichtet sind, „in den Gemeinden auf dem ausschließlichen Gebrauch des neuen Meßbuches zu bestehen, weil die Gläubigen einen Anspruch darauf hätten, „daß die Liturgie der Kirche nach der Ordnung der Kirche gefeiert wird“. Im Prinzip hindert die Kirche ja nichts daran, auch den tridentinischen Ritus in die Ordnung der Kirche weiterhin aufzunehmen: unter bestimmten Bedingungen und Einschränkungen, damit die Absonderung von Gemeinden und Gruppen

(über die Meßordnung) vermieden wird und nicht bloße Willkür Platz greift.

Allerdings widerspräche eine solche Regelung dem Sinn des Reformbeschlusses des Konzils: denn der Auftrag, den zwar ehrwürdigen und ergreifenden Meßritus durchsichtiger und zugänglicher zu gestalten, zielte ja auf das ganze Kirchenvolk: auf das „Volk“, nicht auf gewisse Gruppen. Zudem wäre es zweifellos ein Wagnis für den kirchlichen Zusammenhalt, die alte Ordnung neben der neuen bestehen zu lassen, das man um so weniger einzugehen braucht, als – dies ein weiteres Mißverständnis – das im Rahmen des tridentinischen Ritus geschaffene oder angewandte musikalische Kulturgut durchaus auch in Verbindung mit der neuen Meßordnung seinen Platz behalten kann. Weder braucht der Liebhaber klassischer Musik, wo die personellen und sachlichen Mittel gegeben sind, auf Mozarts Requiem zu verzichten, wie es die „FAZ“ nahezu legen scheint, noch auf Choralämter, und schon gar nicht auf lateinische Messen, die sich in Gemeinden mit besonderem Publikum oder mit gemischter Bevölkerung auch durchaus immer noch bewähren.

Verbleibende pastorale Aufgaben

Schwieriger wird es sein, die theologisch-lehrhaften Mißverständnisse, die rings um die neue Meßordnung aufgebaut worden sind, auszuräumen und die Opponenten von der Haltlosigkeit ihres Standortes zu überzeugen. Zwar dürfte es nicht schwer sein, allen, die gesprächsoffen sind und Gegenargumente überhaupt anzunehmen bereit sind, zu zeigen, daß sich weder modernistische Uminterpretationen in die liturgischen und biblischen Grundtexte eingeschlichen haben noch daß die Opfertheologie der Messe „beschädigt“ worden ist. Wo Fehlinterpretationen vorkommen, sind diese eher das Ergebnis einer schiefen, den Mahl- oder den Engagementcharakter überspannenden Praxis. Bei allen theologischen Argumenten Zugängli-

chen herrscht Übereinstimmung darüber, daß die neue Meßordnung nicht nur den Verkündigungscharakter des eucharistischen Gottesdienstes stärkt und durchsichtiger macht, sondern zentrale Glaubensgehalte vertieft. *Balthasar Fischer* hat dies im „Gottesdienst“ (4/1976) in bezug auf die Schöpfungstheologie, auf die Lehre vom Heiligen Geist und auf die Eschatologie eindrucksvoll nachgewiesen.

Aber die Position der theologischen Verfechter der tridentinischen Meßordnung hat sich offenbar hoffnungslos verfestigt. Manche von ihnen scheinen diese entgegen aller theologischen und historischen Einsicht geradezu für dogmatisiert, aufgrund der Einführung durch Pius V. für unveränderbar und deshalb durch seinen Nachfolger nicht für aufhebbar oder ersetzbar zu halten.

So schwer hier offenbar Einsicht zu vermitteln ist, so sehr zeigt sich am Widerstand der Verfechter der tridentinischen Meßordnung zugleich, daß die Kirche selbst pastoral einiges vernachlässigt hat. Sie hat zu lange Zeit die Gläubigen dazu erzogen, Ritus und Dogma gewissermaßen gleichzusetzen. Allzu lange galt an der katholischen Messe so gut wie alles unveränderbar. Der Wandel durch das Konzil war überfällig, aber kam für manche, an diese Unveränderlichkeit gewohnt und in einem ausgeprägten Heilsindividualismus religiös erzogen, zu abrupt. Vermutlich auch für manche, die den Weg in den Gottesdienst mehr und mehr scheuen, und nicht nur für solche, die jetzt gegen die Verpflichtung auf die neue Meßordnung protestieren, und sei es auch nur deswegen, weil der Übergang zwar nahtlos vollzogen, aber wenig erklärt wurde. Dies könnte bald wieder zu einer rituellen Erstarrung führen. Sie hätte für die Zukunft von Kirche und Religion sehr viel mehr Gefahren als der eifernde Protest traditionalistischer Minderheiten. Beides kann man auf die Dauer wohl nur dadurch vermeiden, daß man die liturgische Erziehung des Priesters zu einem persönlicheren Umgang mit der Gemeinde in der Liturgie intensiviert.

E. U.